



REINHARD MARKNER

Johann Gottfried Gruber und die Ordnung des Wissens



Erschienen in: *Zwischen Narretei und Weisheit. Biographische Skizzen und Konturen alter Gelehrsamkeit*, hg. v. Gerald Hartung u. Wolf Peter Klein, Hildesheim u. New York 1997, S. 288–318.

In feyerlicher tiefer Stille ward der Sarg, zwischen 12 und 1 Uhr zu Mitternacht, auf den Kirchhof getragen. Der ganze Himmel war umwölkt und drohte Regen, schaurig durchzog der Sturm die alten Dächer der Grabgewölbe und die Fahnen ächzten. Als aber eben der Sarg vor der Gruft niedergestellt wurde, [...] da zerriss der Sturm plötzlich die dunkle Wolkendecke, der Mond trat hervor mit ruhiger Klarheit, und warf seine ersten Strahlen auf den Sarg mit den theuren Ueberresten. Man brachte den Sarg in die Gruft, der Mond trat wieder hinter die Wolke und der Sturmwind brausste heftiger.¹

Erst zwei Monate waren seit Schillers Tod im Mai 1805 vergangen, und schon hatte der

¹ Friedrich Schiller. *Skizze einer Biographie und ein Wort über seinen und seiner Schriften Charakter*, Leipzig 1805, 59 f.

Leipziger Verlag von Karl Tauchnitz ein schmales Bändchen parat, das in Form von Briefen an einen wißbegierigen Freund eine Skizze des Lebens und der Werke des Dichters zu geben versprach. Die Versicherung, die acht Schreiben seien »ursprünglich nicht für das grössere Publikum bestimmt« gewesen,² wird dieses ohne Mühe als eine zeitgemäße Fiktion erkannt haben. Andere Behauptungen des anonymen Verfassers hingegen dürften nur gut informierten Kreisen als zweifelhaft erschienen sein. War er Schiller wirklich »auf einer Reise über Jena [...] durch den jungen von Hardenberg, der nachher unter dem angenommenen Nahmen *Novalis* bekannter geworden ist, persönlich« vorgestellt worden?³ Hatte er tatsächlich am Morgen nach einer der ersten Aufführungen der *Jungfrau von Orleans* im Leipziger Hotel de Bavière mit Schiller ein Gespräch geführt? Stammte jener schaurig-erhabene Bericht von der Grablegung auf dem alten Friedhof der St. Jakobskirche wirklich aus der Hand eines Weimarer Freundes und Augenzeugen? Die Richtigkeit dieser Angaben ist zweifelhaft, unterliefen dem Autor in seinem Lebensbericht doch manche arge Schnitzer, allen voran der, Schiller ein Fräulein »von Wollzogen« zur »Gattinn« zu geben⁴ – seine Charlotte, geborene von Lengefeld, war nur eine Cousine der Gebrüder Wolzogen. In seiner Studie zur Rezeption Schillers hat Norbert Oellers eine Reihe weiterer Fehler im Bericht über dessen Jugend und schriftstellerische Anfänge auf sorgloses Abschreiben aus einer noch zu Lebzeiten publizierten Würdigung des Breslauer Professors Georg Gustav Fülleborn zurückgeführt. Immerhin sei erstaunlich, daß der Autor, der Jenaer Privatdozent Johann Gottfried Gruber, über Schillers Romanze mit Henriette von Arnim (er nennt sie das freigeistige »Fräulein von A.«) orientiert war. Doch im Grunde, läßt sich hinzufügen, paßt diese Enthüllung bestens zu dem forcierten Kolportagestil, in dem mancher Passus der Schrift gehalten ist:

Schiller stürzte sich jetzt in das Leben, um es mit raschen Zügen zu trinken. Hüte Dich aber zu glauben, dass er es auf Wüstlings Art gethan, der nichts denkt, als Genuss und Genuss und wieder Genuss. Wochen und Monathe lang sass er vergraben unter Büchern und stand kaum von seiner Arbeit auf, dann rastete er eine Zeit lang, aber schien nur nicht zu arbeiten. [...] Eine seiner liebsten Vergnügungen war, auf einer Gondel den schönen Strom zu befahren, besonders aber bey einem Gewitter, wenn der Strom schäumend sich erhob und die ganze Natur im Kampfe schien. Je grollender der Donner, desto lieber ihm. Einst als der Donner mit dem wildesten Schmettern in den Gebirgen krachte, der Sturm den Strom in hohen Wogen aufpeitschte, ward er so entzückt, dass er der furchtbar-grossen Natur ein jauchzendes Bravo! zurief.⁵

Auch dort, wo über des Dichters »Schicksale« hinaus ein Blick in sein Werk geworfen wird, zeigt sich der Verfasser überfordert, wie ihm selbst schmerzlich bewußt ist. »Schillern zu charakterisiren« fordere »nicht wenig Tiefe, und um nur einiger Massen genug zu

² Ebd., III.

³ Ebd., 39 f.

⁴ Ebd., 39.

⁵ Ebd., 29–31.

thun, weit mehr Studium und Zeit«, als ihm zu Gebote stehe.⁶ So begnügt er sich mit einem bunten Zitatentrauß, der »Schillers eigene Bekenntnisse über verschiedene seiner Schriften« verspricht, und einem groben Schema, demzufolge der Verewigte über die Stufen Natur, Geschichte und Philosophie zu Ideal und Vollendung emporgestiegen sei.⁷ Das erklärte zwar nicht viel, war aber immerhin deutlich verfeinert gegenüber der Trias »*Natur, Kunst, schöne Kunst*«, wie sie Gruber im Vormonat in einer gleichfalls anonym und in Briefen dargebotenen Würdigung des *Journals des Luxus und der Moden* nahegelegt hatte. In einer ersten Periode seines Lebens, war dort einer Allwina stellvertretend für die Frauen der besseren Stände erläutert worden, habe Schiller »Natur und Leben bloß durch ein höchst erregbares Gefühl« aufgefaßt, »in der zweiten ragt der Geist hervor, in der dritten erfolgt die schöne Einigung aller Menschenkräfte«.⁸

Oellers hat mit Blick auf folgende Jahrzehnte Grubers Schrift die erste »jener Veröffentlichungen« genannt, »die in der Geschichte der Nachwirkungen Schillers eine verhängnisvolle Rolle gespielt haben«.⁹ Der Protest von Schillers Freund Karl Philipp Conz, der in den *Tübingischen Gelehrten Anzeigen* frühzeitig vor diesem »schamlosen Machwerk einer heillosen Kompilation«¹⁰ gewarnt hatte, selbst ein Verriß in der *Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung*, in dem dieses und drei ähnliche Erzeugnisse als zur »Gattung der Halbromane« gehörig bezeichnet wurden,¹¹ haben nicht verhindern können, daß nachfolgende Autoren immer wieder aus dieser trüben Quelle geschöpft haben.

Sie hätten es als Warnung nehmen sollen, daß Gruber es vorgezogen hatte, anonym zu bleiben. Dieser Autor war seit seinem Debut mit einem *System der Erziehungswissenschaft* (Leipzig 1794) mit einigen weiteren Schriften, darunter der zweibändigen Abhandlung *Uiber die Bestimmung des Menschen* (Zürich und Leipzig 1800), hervorgetreten und hatte sich meist nicht gescheut, dafür auch seinen Namen herzugeben. Seine Übersetzungen – Schriften des berühmten Naturforschers Johann Friedrich Blumenbach aus dem Lateinischen, weitere naturwissenschaftliche und medizinische Werke sowie Reisebeschreibungen aus dem Französischen und Englischen – hatte er gleichfalls mit Klarnamen gezeichnet. Eine auf den populären Stückeschreiber August von Kotzebue gemünzte satirische Szenenfolge hingegen, verlegt »Vor dem Petersthore in der großen Bude«,¹² hatte sicherheitshal-

⁶ Ebd., 63.

⁷ Vgl. ebd., 74.

⁸ Jg. 20, 1805, 397–411, hier 408 f.

⁹ Schiller. Geschichte seiner Wirkung bis zu Goethes Tod, 1805–1832, Bonn 1967, 83. Den Zusammenhang mit dem Nachruf im Modejournal hat Oellers erst in der von ihm herausgegebenen Sammlung Schiller – Zeitgenosse aller Epochen. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Schillers in Deutschland, Teil 1: 1782–1859, Frankfurt a. M. 1970, erkannt (vgl. 544).

¹⁰ Zit. ebd., 88.

¹¹ Jg. 3, Nr. 102, 30. 4. 1806, 202.

¹² Der kluge Mann auf dem Theater. Oder der Herr von Kotzebue im bunten Säckchen und St. Bösenberg mit der Pritsche. Ein Seitenstück zu der der klugen Frau im Walde, nebst einem

ber ein gewisser Iocosus Hilarius verantwortet, und eine Reihe von Jugendbüchern und Romanen war teils unter Pseudonym (Adolph Grimm), teils anonym erschienen. Nun waren die Zeitgenossen versiert im Zuschreiben anonymer und pseudonymer Texte – und tatsächlich verriet der Verfasser von zwei weiteren anonymen Schiller-Biographien, Christian Wilhelm Oemler, bereits im folgenden Jahr Grubers Autorschaft –,¹³ dennoch erwiesen die Reaktionen, daß es richtig gewesen war, nicht öffentlich für den *Schiller* einzustehen. Goethe hatte mit Abscheu verfolgt, wie man seinen Kollegen zuletzt zur »Zielscheibe fratzenhafter Verehrungen« gemacht hatte.¹⁴ Mit einem so hastig geschriebenen wie eilig auf den Markt geworfenen Produkt hätte man sich in Weimar also besser nicht blicken lassen.

Tatsächlich aber war Gruber zu dieser Zeit nicht selten eben dort zu Gast. Der am 29. November 1774 geborene Autor stammte aus dem unfernen Naumburg, wo er als ältester Sohn eines armen Schneiders aufgewachsen und zur Schule gegangen war. An der Universität Leipzig hatte er sich im Dezember 1793 nach nur zweijährigem Studium vor allem der Philologie und der Philosophie die Magisterwürde erworben, um danach in der Verlegerstadt ein knappes Jahrzehnt lang eine dürftige Existenz als freier Schriftsteller zu fristen. Nun lebte er in Jena, wo er Ende 1803, zwei Jahre nach Hegel, mit einem lateinischen Vortrag über die neuere Ästhetik die *venia legendi* erlangt hatte. Eine feste Beschäftigung an der Universität war daraus zunächst nicht erwachsen, und damit konnte er auch nicht mehr rechnen.

Das lag daran, daß Anfang des Jahres Grubers Versuch, sich mit einem Exemplar der gemeinsam mit dem Theologen Johann Traugott Leberecht Danz verfaßten *Charakteristik Johann Gottfried von Herders* bei Goethe zu empfehlen, gründlich fehlgeschlagen war. Man konnte darin Herders Schüler Danz auf einem »Anthologische[n] Spaziergang« durch dessen Schriften begleiten, während Gruber bemüht war, die Grundlinien von Herders Leben und Denken zu zeichnen. »Charakteristik«, eine zu dieser Zeit verbreitete Gattungsbezeichnung, stand hier nicht in der Tradition Theophrasts und La Bruyères, wo die Aufgabe in der Herausarbeitung typischer Charaktere bestanden hatte, sondern näherte sich der Form der Biographie an. Der Charakteristiker, so schilderte ihn Gruber im Vergleich zum Dichter, müsse »die mannichfaltigen Erscheinungen der gegebenen Individualität einzeln in der Erfahrung zusammenlesen, Beobachtungen an einander reihen, und aus dem mannichfaltigen Einzelnen das Ganze mühsam zusammensetzen«.¹⁵ Dabei ergab sich in diesem Fall der Blick aufs Ganze bereits aus der Tatsache, daß etwa von der Jugend des 1803 verstorbenen Denkers nur wenig bekannt war. Gruber behalf sich unter anderem

Anhänge einiger Xenien, [Leipzig] 1799.

¹³ Schiller, *der Jüngling, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem frühern Leben*, Stendal 1806, 34 (Fn.).

¹⁴ Tag- und Jahreshefte 1802, *Goethes Werke* (WA), I. Abt., Bd. 35, Weimar 1892, 123.

¹⁵ *Charakteristik Johann Gottfried v. Herders*, Leipzig 1805, 15.

damit, aus diversen Zitaten ein »Geistiges Pickenick« der Königsberger Hippel, Hamann, Kant und Herder zu arrangieren – was schon ein zeitgenössischer Rezensent für »zu weit hergeholt und auf zu wenige historische Data gegründet« fand.¹⁶ Herders »Feuergeist«¹⁷ suchte Gruber zu disziplinieren, indem er sein Wirken als Geschichtsschreiber, Theologe, Sprachforscher und Metakritiker, als Ästhetiker und Archäologe, schließlich als Dichter nacheinander vorführte. Dabei blieb seine Darstellung nicht unkritisch. An der Philosophie des Kant-Kritikers beobachtete er sogar eine vierfache Inkonsequenz:

- 1) Von seinem physiologischen Standpunkte aus hätte er auf reinen Materialismus kommen müssen, allein sein Gefühl, sein Mysticismus trat dazwischen, und führte ihn zum Pantheismus. [...] *Herder* kam aber auch zum Deismus, den er aber hinter Pantheismus künstlich verbarg.
- 2) Vom Pantheismus hätte er zum Fatalismus kommen müssen, kam auch wirklich dahin, wurde aber von seinem energischen Geiste im Praktischen zur Huldigung der Willensfreiheit genöthigt.
- 3) Vom Materialismus, Pantheismus und Fatalismus aus hätten für ihn Unsterblichkeit und Religion nicht existirt, allein sein religiöser Sinn wies ihn immer wieder auf diesen Pfad.
- 4) Unmöglich ist es beim Materialismus, Pantheismus und Fatalismus einen Zielpunct für das Wirken der Menschheit festzusetzen, *Herder* aus Selbstgefühl setzte eins. Die Freiheitslehre kann es nirgends anders, als in der Moralität finden, *Herder* mit seinen theilnehmenden Neigungen setzte es in Humanität.¹⁸

Wenngleich also diese Philosophie letztlich eher erdichtet als erdacht war, blieb doch die wahre Menschlichkeit des Beförderers der Humanität zum Trost, denn »was *Herder* als Systematiker etwa verliert, gewinnt er reichlich wieder als Mensch«.¹⁹

Mit den Goethes Exemplar beigelegten Zeilen erbat sich Gruber »Nachsicht«, vor allem aber »Aufmunterung«. »Ich habe unternommen, im 28. Abschnitt die Natur des Dichters darzulegen, und bin Willens, dereinst darauf eine Aesthetik zu gründen. Hab' ich aber richtig beobachtet oder nicht? Ein Wink nur von dem Homer der neuen Zeit, wie vielen Aufschluß würde dieser mir geben, wie dankbar würde ich ihn erkennen!«²⁰ Gruber konnte nicht wissen, daß Goethe gerade ebenfalls mit einer Lebensbeschreibung befaßt war, dem Essay »Winckelmann und sein Jahrhundert«. Recht »klein« und »erbärmlich« war er sich vorgekommen, als er diesem verehrten Mann einige Jahre zuvor in Leipzig persönlich begegnet war.²¹ Ähnlich wird ihm der Abstand zwischen Goethes »Winckelmann« und

¹⁶ Allgemeine Literatur-Zeitung, Jg. 1806, Bd. 2, 419.

¹⁷ Charakteristik Herders, a. a. O., 3.

¹⁸ Ebd., 404.

¹⁹ Ebd., 407.

²⁰ 5. 2. 1805, Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar.

²¹ Brief an Carl August Böttiger, 20. 7. 1810, zit. nach Th[eodor] Distel (Hg.): »Auszüge aus Briefen von Johann Gottfried Gruber an C. A. Böttiger«, in: Berichte über die Verhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig Jg. 56, 1904, 271–92, hier 276 f.

seinem »Herder« erschienen sein. Die kühle Souveränität, die dort schon aus den lakonischen Titeln der vierundzwanzig Stücke und dem Verzicht auf alle Jahresdaten sprach, wäre ihm unerreichbar gewesen. Doch es lag nicht an den Schwächen seiner Arbeit, daß Goethe das Buch ungelesen in seine Regale stellte. Immerhin fand sie zwölf Jahre nach Erscheinen in Jean Paul Richter einen zufriedenen Leser,²² und die Herder-Biographie Heinrich Dörings, zu der Goethe weitere zwölf Jahre später griff, war allemal ein mittelmäßiges Produkt. Nein, der Großschriftsteller war über Gruber ernsthaft verstimmt und hat dessen Brief wohl nicht einmal beantwortet. Das hatte Gründe, deren Vorgeschichte bis auf das Jahr 1794 zurückging.

Damals war zur Nachfolge des nach Kiel abgegangenen Kantianers Karl Leonhard Reinhold der junge Philosoph Johann Gottlieb Fichte an die Universität Jena berufen worden. Eine Entscheidung, die »mit Kühnheit, ja Verwegenheit« getroffen wurde, wie Goethe rückblickend feststellte, hatte jener doch in anonymen Schriften – der *Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas* und dem *Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution* – »sich mit Großheit aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt«.²³ Mit anderen Worten, Fichte stand unter Jakobinerverdacht. Nach vier nicht immer ruhigen Jahren bot sich seinen Gegnern der geeignete Moment, Obrigkeit wie Öffentlichkeit Beweise für die gefährliche Tendenz seiner Lehre zu liefern.

Der Atheismusstreit der Jahre 1798/99 entzündete sich an einem Aufsatz des Saalfelder Schulrektors Friedrich Carl Forberg, den Fichte und Friedrich Niethammer in das von ihnen herausgegebene *Philosophische Journal* aufgenommen hatten. »Religion ist nichts anders, als ein *praktischer Glaube an eine moralische WeltRegierung*«, hob an, was in »verfänglichen Fragen« und nicht minder verfänglichen Antworten gipfelte, darunter: »Ist ein Gott? Antwort: Es ist und bleibt ungewiß.« Oder: »Kann man rechtschaffen seyn, ohne einen Gott zu glauben? Antwort: Ja.«²⁴ Zwar war Forbergs Versuch einer »Entwicklung des Begriffs der Religion« vorsichtshalber ein redaktioneller Beitrag vorangestellt, Fichtes Reflexionen »Ueber den Grund unsers Glaubens an eine göttliche WeltRegierung« verfehlten jedoch ihren Zweck, die anstößigen Thesen transzendental zu vernebeln. Kaum

²² Die in Eduard Berends Werkausgabe zwar berücksichtigte, nicht aber abgedruckte Miscelle, in der er dies kundtat, sei hier im Wortlaut wiedergegeben: »Nichts kann der ganzen Welt gleichgültiger seyn, als daß ich eben Herders schöne Charakteristik von Gruber gelesen, aber das ästhetische Wörterbuch desselben noch nicht. Gleichwol muß es die gesammte Welt interessiren, wenn eine Ungerechtigkeit weniger begangen wird. Es würde aber eine – wenigstens gegen mich – seyn, wenn ich den Lesern meiner Vorschule nicht anzeigte, daß ich in der Vorrede zur zweyten Auflage S. XIV anstatt Gruber habe Krug schreiben wollen, dessen Aesthetik auch schon S. IX vorkommt.« (Jean Paul Fr. Richter: »Bitte um Berichtigung eines Schreibfehlers.« In: Morgenblatt für gebildete Stände [Tübingen] Jg. 8, 1814, Nr. 96, 22. 4., 384)

²³ Tag- und Jahreshefte 1794, WA I 35, 31.

²⁴ Philosophisches Journal einer Gesellschaft Teutscher Gelehrten Bd. 8, 1798, 21, 41, 43.

war das Heft gedruckt, veranlaßte die Regierung Kursachsens auf Antrag des Dresdener Oberkonsistoriums seine Konfiszierung. Darüber hinaus forderte man die Weimarer Autoritäten auf, die Herausgeber zur Verantwortung zu ziehen und drohte damit, wie im Jahr zuvor Rußland den eigenen Untertanen das Studium in Jena zu verbieten. Der Rektor der Universität, Herzog Carl August, erinnerte sich nun daran, daß er Goethes Sympathien für die neueste kritische Philosophie nie geteilt hatte. Er gab zu bedenken, daß man »der geschmacklosen Thorheit einer ephemeren Geistes krankheit« wegen nicht den Ruin der ganzen Lehranstalt riskieren könne.²⁵

Während man in Weimar noch beratschlagte, wie die Affäre zu beenden sei, war diese längst publik geworden. Fichte selbst wandte sich im Januar 1799 an die Öffentlichkeit, indem er eine *Appellation an das Publikum über die [...] ihm beigemessenen atheistischen Äußerungen* richtete. An der damit weiter angeheizten Pasquillenproduktion war auch Gruber beteiligt. Sein vorsichtshalber anonym und ohne Verlags- und Ortsangabe publiziertes Buch, *Eine Stimme aus dem Publikum über Gottes Sein und Wesen. Als Beantwortung von des Herrn Professors Fichte Appellation an das Publikum*, schien durch den vorge-schalteten Titel, *Aktenstücke in der Sache des Fichteschen Atheismus. Vorgelegt der philosophirenden Vernunft als höchster Instanz*, weitere Dokumente anzukündigen, die aber nie erschienen sind. Aus der Folge von sechs Briefen betraf nur der letzte unmittelbar Fichtes Theorie. Gruber hielt sich vor allem an die Formel, die Philosophie könne »nur Fakta erklären, keineswegs selbst welche hervorbringen«, mit der Fichte das Geschäft der Gottesbeweise abgefertigt hatte. Die Bemühungen, Gottes Sein philosophisch zu deduzieren, seien von vornherein vergeblich, die dabei vorgelegten Beweise allesamt »erschlichen, indem man einer Idee der Vernunft objektive Realität gegeben« habe.²⁶ Daß ein Gott sei, könne die »spekulative Vernunft« nicht herausfinden; wie er sei, ebensowenig, und was die Menschen sich hierzu vorgestellt hätten, bleibe eine Sammlung von Anthropomorphismen:

Der Gott der Morgenländer ist ein idealisirter orientalischer Despot; Die Götter Griechenlands sind so ätherisch sinnliche Wesen, als diese liebenswürdigen Pflöge eines sanften Himmelsstriches selbst waren; Der Gott der sogenannten Wilden ist nur um etwas gebildeter, als sie. Ja sogar die Regierungsform der Nationen finden Sie in ihren Göttern wieder. Nur in monarchischen Staaten konnte Monotheismus, in Republiken nur Polytheismus ursprünglich gedeihen.²⁷

Fichte habe die »philosophirende Vernunft nur fester und fester in ihr eigenthümliches Gebiet eingeschränkt« und befinde sich damit in der besten Tradition. Es lasse sich »wohl mit Rechte von ihm sagen, daß er von Kants unsterblichen Bemühungen den einzig-möglich richtigen Gebrauch gemacht habe«, urteilte Gruber mit Blick auf jene Kantianer,

²⁵ Carl August an Christian Gottlob Voigt, 26. 11. 1798, zit. nach: Goethes amtliche Schriften. Veröffentlichung des Staatsarchivs Weimar, Bd. II/2: 1798–1819, Hg. Helma Dahl, Weimar 1970, 581.

²⁶ Eine Stimme aus dem Publikum [...], [Leipzig 1799,] 200.

²⁷ Ebd., 31 f.

die öffentlich gegen Fichte Partei genommen hatten.²⁸

Eine Vielzahl weiterer Autoren mischte sich in die Debatte, unter ihnen Schleiermacher, Nicolai und Jacobi.²⁹ Am Ausgang der Sache änderten all diese Interventionen allerdings nichts. In seiner am 18. März 1799 eingereichten Verantwortungsschrift blieb Fichte bei seiner Vorwärtsverteidigung: »Es ist nicht mein Atheismus, den sie gerichtlich verfolgen, es ist mein Democratismus«, erkannte er und versicherte umgehend, er könne schon deshalb keine Revolution herbeiführen, da ihm dazu die Zeit fehle.³⁰ Am 22. März ließ er ein privates Schreiben an Geheimrat Christian Gottlob Voigt folgen, in dem er sein »Benehmen in dieser ganzen Sache vom Anfang an bis hierher [...] nicht nur tadellos, sondern preiswürdig« nannte, den Vorwurf des Atheismus an den Weimarer Generalsuperintendenten Herder weitergab und schließlich für den Fall, daß ihm ein öffentlicher Verweis erteilt werde, seinen Abschied aus Jena ankündigte, dem mehrere »gleichgesinnte Freunde« gewiß folgen würden.³¹

Voigt, dem »das Ungereimte, Prahlhafte, Beleidigende, Unverschämte, ja das Boshafte«³² dieser Mitteilungen heftig zusetzte, war von ihrem Autor ausdrücklich freigestellt, ob und wie er von ihnen »weitem Gebrauch« machen werde. Dennoch war Fichte offenbar überrascht, als der Weimarer Hof den Brief für ein Entlassungsgesuch nahm, da man von einem Verweis nicht absehen mochte. Das Verfahren war immerhin ungewöhnlich. Immanuel Fichte berichtet in der Biographie seines Vaters, der zufällig in Jena weilende preußische Minister Dohm habe damals »öffentlich und sehr entschieden gegen einen solchen Mißbrauch eines Privatschreibens und den noch schlimmeren Verrath freundschaftlichen Vertrauens« protestiert – ein Passus, den Varnhagen von Ense in seinem Exemplar angestrichen und mit der Marginalie »Ich auch« versehen hat.³³ Doch umsonst; auch drei Petitionen der Jenaer Studenten konnten die Regierung nicht umstimmen. Zu befürchten war nun, wie Friedrich Schlegel es in einem Brief an seinen Bruder ausdrückte, »daß Jena in das Chaos der allgemeinen Platitude herabsinken« werde.³⁴ Vor allem der rationalistische Theologe Heinrich Eberhard Gottlob Paulus fand sich kompromittiert, da er in Fichtes Schritte eingeweiht gewesen war. Zunächst aber folgten weder er noch andere Professoren

²⁸ Ebd., 207 und 189.

²⁹ Das Exemplar der Stimme aus dem Publikum in der Staatsbibliothek zu Berlin stammt aus Jacobis Nachlaß.

³⁰ Gesamtausgabe, Abt. I, Bd. 6, Hgg. Reinhard Lauth, Hans Gliwitzky, Stuttgart-Bad Cannstadt 1981, 73.

³¹ Zit. nach Goethes amtliche Schriften, a. a. O., 611.

³² Voigt an Goethe, 7. 4. 1799, in: Goethes Briefwechsel mit Christian Gottlob Voigt, Bd. 2, Hg. Hans Tümmeler, Weimar 1951, 156.

³³ I. H. Fichte: Johann Gottlieb Fichte's Leben und litterarischer Briefwechsel, Bd. 1, Sulzbach 1830, 366 (Staatsbibliothek zu Berlin: Bibl. Varnhagen 307).

³⁴ April/Mai 1799, in: F. Schlegel: Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, Hg. Oskar F. Walzel, Berlin 1890, 416.

Fichte nach.

Was Geheimrat Goethe in diplomatischen Bemühungen erreichte, die Befriedung der Jenaer Universität, verspielte im folgenden der Theaterdirektor. Zunächst vergraulte er den verdienten Rektor des Weimarer Gymnasiums, Carl August Böttiger, der neben seinen Forschungen zum klassischen Altertum eine umfangreiche journalistische Tätigkeit betrieb. Für das von ihm redigierte Modejournal hatte »Ubique«, wie ihn Schiller und Goethe um seiner Geschäftigkeit willen nannten, einen Verriß von August Wilhelm Schlegels Anfang 1802 in Weimar uraufgeführtem *Ion* geschrieben. Goethe gelang es, die Veröffentlichung zu verhindern, mußte dann aber mit ansehen, wie wenig später auch der jüngere Schlegel mit seinem *Alarcos* spektakulär scheiterte und Böttiger einen Ruf nach Dresden annahm.

Eine weitere Uraufführung, die der *Braut von Messina* am 19. März 1803, hatte bedeutend größeren Erfolg, und der Privatdozent Karl Julius Schütz traf die Stimmung, als er nach der Vorstellung ein Hoch auf Schiller ausbrachte. Goethe war entsetzt; die lokale Etiquette gebot unbedingt, daß jegliches »Mißfallen [...] sich nur durch Schweigen, der Beyfall nur durch Applaudiren bemerklich machen« dürfe, wie er in einem Brief an den Stadtkommandanten von Jena in Erinnerung rief. Major von Hendrich wurde daher beauftragt, Schütz zu fragen, »wie er als ein Eingeborner, dem die Sitten des hiesigen Schauspielhauses bekannt sein mußten, sich eine solche Unregelmäßigkeit habe erlauben können«, und ihm zugleich »eine bedrohliche Weisung für künftige Fälle« zu erteilen. In einem Postskriptum bat Goethe gar darum, »im Namen Serenissimi«, des Herzogs also, »Herrn Hofrat Schütz«, dem Vater des Heißsporns, »zu erkennen zu geben: Höchstdieselben hätten sich von ihm versprochen, daß sein Sohn besser gezogen sein würde.«³⁵ Tags darauf gestand er Schiller, die »verwünschte Acclamation« habe ihm »ein Paar böse Tage gemacht«.³⁶ Kaum wird er damit auf dessen Verständnis gestoßen sein, hatte der Gefeierte doch, wie ein Brief an Körner belegt, den ungewöhnlichen Vorfall nur als Beweis dafür genommen, wie sehr das Stück »dem jüngern Theil des Publicums« imponiert habe.³⁷

Der Adressat der pädagogischen Abmahnung, Hofrat Christian Gottfried Schütz, war Professor der Rhetorik, vor allem aber Herausgeber der *Allgemeinen Literatur-Zeitung*, die er gemeinsam mit Wieland und dem Verleger Friedrich Justin Bertuch begründet und mit der Zeit zum wichtigsten Rezensionsorgan Deutschlands gemacht hatte. Wegen seiner Bestrebungen, privat Theateraufführungen zu organisieren, war er schon mehrmals mit dem Weimarer Intendanten in Konflikt geraten. Gerne folgte er nun der Einladung, an die preußische Universität Halle zu wechseln; die *ALZ* und seinen Kollegen, den berühmten Bibliographen Johann Samuel Ersch, gedachte er mitzunehmen. Als Goethe im August 1803 davon erfuhr, setzte er sofort alle Hebel in Bewegung, um das Fortbestehen des

³⁵ 21. 3. 1803, in: WA IV 16, Weimar 1894, 203–05.

³⁶ Ebd., 205.

³⁷ 28. 3. 1803, Nationalausgabe (NA) Bd. 32, Weimar 1984, 25.

»kritischen Instituts« in Jena zu sichern. Für den Ruf der Universität war das um so bedeutender, als plötzlich auch einige andere Kräfte die Stadt zu verlassen ankündigten, darunter Schelling, Paulus und der Jurist Gottlieb Hufeland, die es nach Würzburg zog, das aufgrund des Reichsdeputationshauptschlusses an Bayern gefallen war. Der Philologe Heinrich Karl Abraham Eichstädt, der schon einige Jahre Schütz assistiert hatte, wurde beauftragt, ein Blatt herauszugeben, das die Nachfolge der *ALZ* antreten sollte. Nur der Einspruch der preußischen Regierung verhinderte, daß es nicht nur in Format, Typographie und Umfang dem Vorbild glich, sondern auch noch denselben Namen trug. Bereits mit Beginn des Jahres 1804 erschien schließlich die *Jenaische allgemeine Literaturzeitung*, an deren Redaktion auch der frisch habilitierte Gruber beteiligt war. In einem langen autobiographischen Bericht, den er 1810 an Böttiger schickte, erinnert er sich:

Das ganze Intelligenzblatt, für welches ich allein die Revisionen der ausländischen Literatur liefern mußte, war mir übertragen, dazu Correctur der Recensionen, und erste Correctur der gedruckten Correspondenz mit den Recensenten, 50 Recensionen, für welche nichts gezahlt ward, Fertigung der Monatsregister, Conferenz, – und alles trug mir 250 [Thaler].³⁸

Immerhin blieb die undankbare Arbeit des Redaktionsassistenten nicht gänzlich unbeachtet. Schiller, der sich frühzeitig vom Zeitungsprojekt distanziert hatte – Körner berichtete er, es sei »unverständlich angefangen und es [könne] nichts dabei heraus kommen« –,³⁹ war von Grubers Bericht über die neueste ausländische Philosophie, einer Serie für das Intelligenzblatt, sehr angetan. »Mehr solche Ausführungen, von derselben Hand, über philosophische Dinge würden eine glückliche Veränderung in der öffentlichen Meinung über Philosophie vorbereiten«, schrieb er an Goethe und fügte an: »Zur Schande meiner Sagacität muß ich gestehen, daß ich über den Verfaßer dieses Aufsatzes noch nicht im reinen bin.«⁴⁰ »Der Verfaßer möchte schwer zu errathen seyn, denn noch ist er ein namenloses Wesen«, antwortete Goethe doppelsinnig und setzte hinzu: »Überhaupt aber habe ich bey dieser Gelegenheit erfahren daß eine gewisse höhere Bildung in Deutschland sehr verbreitet ist, deren Inhaber sich alle nach und nach an uns heranziehen werden.«⁴¹

Zwar gelang die Markteinführung der *JALZ*, für Gruber aber bewahrheitete sich Goethes Vorhersage nicht. Nach weniger als einem Jahr war er mit Eichstädt heillos zerstritten. Im November nahm er Kontakt zu Bertuch auf, um für die konkurrierende *ALZ* Besprechungen übernehmen zu können. Zum Auftakt wünschte er sich unter anderem Jean Pauls *Vorschule der Aesthetik*, von der er »eine nicht alltägliche Recension« versprach.⁴² Eine rasche Ablieferung der Texte sei möglich, erklärte er, da »ich schon dafür vorgearbeitet habe, indem ich sie erst für die hiesige Zeitung liefern wollte, für die ich, um keinen Preis in der

³⁸ Zit. nach Th. Distel, a. a. O., 279.

³⁹ 10. 10. 1803, in: NA 32, 77.

⁴⁰ 17. 1. 1804, ebd., 102.

⁴¹ 17. 1. 1804, in: WA IV 17, Weimar 1895, 17 f.

⁴² Die ausführliche Rezension der *Vorschule* erschien im Mai des folgenden Jahres (*ALZ* Jg. 1806, Bd. 2, 353–71; nachgedruckt im Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft Jg. 13, 1978, 46–63).

Welt, keine Zeile mehr liefern mag«. Zugleich bat er den Weimarer Verleger um weitere Aufträge und gab damit einen Begriff von der Vielseitigkeit seiner Interessen und Kenntnisse: »Auch Übersetzungen aus dem Französischen, Englischen, Italienischen und Holländischen, wenn sich die Werke auf Naturgeschichte, Erdbeschreibung, Geschichte, Kunst beziehen, würde ich gern für Sie unternehmen, sey es in Ihre Zeitschriften oder andre Sammlungen.«⁴³ Gruber kam rasch mit Bertuch ins Geschäft und trieb sein Doppelspiel eine Weile fort, bis im Februar 1805 Kotzebues Berliner Zeitung *Der Freimüthige* meldete, er werde als Redakteur zur *ALZ* nach Halle überwechseln.⁴⁴ Diese in Anbetracht der erbitterten Konkurrenz der beiden Blätter aufsehenerregende Nachricht, deren Einsender Gruber nicht erriet, war geeignet, ihm »wüthendes Kopfweh«⁴⁵ zu bereiten. Was er Anfang des Monats bei Übersendung seiner *Charakteristik Herders* Goethe versichert hatte – nur der Gedanke, dem »Unsterblichen« nahe zu sein, habe ihn nach Jena gezogen –, mußte diesem nun als eine perfide Schmeichelei erscheinen. Statt der erhofften Anerkennung hatte er sich Goethes dauerhaften Argwohn zugezogen.

Tatsächlich sollte Gruber erst im Juni das Angebot erhalten, in die Redaktion der *ALZ* einzutreten. Da ihm in Jena bereits eine Professur in Aussicht gewesen war, mußte er von den Hallensern vergleichbare Konditionen einfordern. Als die Verhandlungen nach längerer Zeit zu einem Abschluß gekommen waren, machte Preußens katastrophale Niederlage im 4. Koalitionskrieg alle Pläne zunichte. In Weimar, wo er seit Ostern 1806 Bertuchs *Modejournal* redigierte, wurde sein Haushalt Opfer von Plünderungen der durch Thüringen ziehenden Soldateska. Grubers Unglück war nun nicht mehr abzuschütteln. Einer seiner Brüder kehrte nicht aus dem Feld zurück, ein anderer wurde mittellos, ein Freund aus der Studentenzeit, Karl Gottlob Schelle, verfiel dem Wahnsinn. Wenig später verlor seine Frau durch bankrotte Schuldner ihr Vermögen von 2000 Talern.⁴⁶ Die folgende Selbstbeschreibung aus einem Brief an den Herausgeber der *ALZ* faßt seine damalige Lage und Stimmung zusammen:

Als ein Abgeschiedener wandle ich unter Menschen umher, werde mitunter ein wenig von ihnen gemißhandelt, verkannt und verläumdert, stehle zum Studiren meine Zeit, plage mich wie das Pferd eines Sandfahrs, werde betrogen, daß es eine Art hat, soll jeden bezahlen und werde selbst nicht bezahlt, bin arm wie eine Kirchmaus, erfahre nichts wie Unglück (außer daß ich heute 7 Gr. in der Lotterie gewonnen habe), und muß heiter scheinen, während Kummer an meinem Herzen nagt.⁴⁷

⁴³ 14. 11. 1804, Goethe-Schiller-Archiv Weimar, Nachlaß Bertuch.

⁴⁴ Vgl. *Der Freimüthige* oder *Ernst und Scherz* Jg. 3, Nr. 28, 8. 2. 1805, 112.

⁴⁵ Gruber an Bertuch, 17. 2. 1805, Goethe- und Schiller-Archiv.

⁴⁶ Vgl. Gruber an Bertuch, 25. 6. 1805, Goethe- und Schiller-Archiv; Gruber an Böttiger, 20. 7. 1810, a. a. O.

⁴⁷ Gruber an Ch. G. Schütz, 10. 8. 1807, zit. nach: Friedrich Karl Julius Schütz (Hg.): *Christian Gottfried Schütz. Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes nebst einer Auswahl aus seinem litterarischen Briefwechsel mit den berühmtesten Gelehrten und Dichtern seiner Zeit*, Bd. 1, Halle 1834, 146.

In dieser schwierigen Zeit erwarb er sich die Achtung Wielands und die Freundschaft des jungen Schütz, der seinem Vater nach Halle gefolgt war, sich aber gerne weiterhin über das Leben in Weimar informieren ließ. In einem Brief vom 1. Februar 1807 nannte Gruber »das teutsche Athen Abdera«. Die Frage seines Freundes vorwegnehmend, ob auch Goethe selbst zu den Weimarer Schildbürgern zähle, setzte er hinzu:

Fast scheint mirs so. Seit etwa 5 Wochen gehe ich nicht mehr zu ihm, denn er hat mir die Erbärmlichkeit zugetraut, ich könne der Einsender der Klätschereien seyn, die über Weimar in verschiedenen Zeitungen gestanden haben. Höflich, aber beißend habe ich ihm darüber eine Erklärung zugestellt, und seit der Zeit war er verlegen, wenn wir in Gesellschaft uns trafen. Das jedoch ließe sich wohl bald wieder ausgleichen, allein da ich für G. doch einige Achtung behalten möchte, muß ich ihn nicht mehr sehen, wo die Frau geh. Rätin auch ist. Wäre sie eine Philine, eine Aspasia, eine Ninon, – gut: aber so gemein, so widerwärtig gemein, und G. doch ihr *cavaliere servante*, und in den Augen Aller – ein Narr, das thut mir weh.⁴⁸

Der autobiographische Brief an Böttiger stellt klar, welchen Vertrauensbruch sich Gruber nach Goethes Vermutungen hatte zuschulden kommen lassen:

Seit er mir auf Zuflüstern von Vulpius die Niederträchtigkeit zumuthen konnte, daß ich die Nachricht von seiner Verheirathung in die Zeitung gesendet habe, bin ich nicht wieder zu ihm gekommen, denn bei dem Minister hatte ich nichts zu suchen, und Göthen hätte ich, ungeachtet Fernow ihn von meiner Unschuld überzeugt hatte, doch wol nicht wieder gefunden. Gefällig sind wir uns übrigens gegenseitig immer geblieben.⁴⁹

Eine ebenfalls durch den Briefwechsel mit Schütz junior dokumentierte Ausnahme legt nahe, daß dies noch beschönigend gesagt ist. Wieder ging es um eine Theatersache. Die Schauspielerin Henriette Hendel hatte den Wunsch geäußert, in Weimar aufzutreten, »*par honneur*«, wie sie versicherte. Das Ergebnis von Grubers Bemühungen, ihr dabei behilflich zu sein, spricht aus seiner Warnung: »Behüte Dich aber Gott, jemals wieder einen, der Dir lieb ist, nach Weimar zu empfehlen.« Der »Papst«, dienstlich in Jena, hatte ein »gebietendes: Nein!« geschickt. Die Verbitterung war groß: »Madame Hendel erklärte bei ihrem Fortgang Madame Schoppenhauer [Adele, die schauspielende Schwester des Philosophen] für eine Närrin, und sie hat Recht; Goethen für einen Flegel, und sie hat Recht«, sekundierte Gruber.⁵⁰ Ihre derben Worte sollten die Mimin allerdings nicht hindern, drei Jahre später, inzwischen war sie mit Schütz verheiratet, dann doch zur allgemeinen Zufriedenheit Vorstellungen in Weimar zu geben.

Grubers fortgesetzter Ärger mit Goethe hat bei allen possenhaften Zügen auch einen ernstzunehmenden Hintergrund. Mit seinem Wechsel zur »alten« ALZ, von der sich noch vor Goethes Gegenründung sowohl A. W. Schlegel wie Schelling öffentlich distanziert

⁴⁸ Zit. nach Al[exander] Reifferscheid: »Aus dem Lager der Gegner Goethes«, in: Die Grenzboten Jg. 66, Bd. 3, 1907, 393–99, hier 394.

⁴⁹ Zit. nach Distel, a. a. O., 281.

⁵⁰ Gruber an Schütz, 27. 11. 1807, zit. nach A. Reifferscheid, a. a. O., 396.

hatten, war eine Richtungsentscheidung verbunden. »Muthwillige Knabentollheit« im Umgang mit Wieland hätten die Macher des *Athenaeums* an den Tag gelegt, urteilte Gruber in einer ausführlichen Besprechung des Briefromans *Krates und Hipparchia*, die ihm wärmsten Dank des alten Dichters eintrug.⁵¹ Seine Verteidigung Fichtes stand, wie gesehen, unter der Prämisse, daß dieser Kants Unternehmen fortführe, während er die eigentliche *Wissenschaftslehre* persönlich »in ganz anderem Sinne« genommen hatte als von ihrem Verfasser intendiert.⁵² Mit diesen literarischen und philosophischen Auffassungen war er bei der *ALZ*, die zur Durchsetzung kantianischer Aufklärung viel beigetragen hatte und sich von diesem Kurs nicht durch romantische Revisionen abbringen lassen wollte, richtig aufgehoben. Dabei ging es Gruber nicht um die Verteidigung einer Orthodoxie, sondern um besonnene Weiterarbeit am Projekt der Aufklärung.

Nirgends zeigt sich das deutlicher als in der 1805/06 für die Ergänzungsblätter der *ALZ* unternommenen »Revision der Aesthetik in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts«. In Fortführung der These seiner Dissertation forderte Gruber in diesem großangelegten Literaturbericht die Erforschung »dessen, was *a priori* der Wirksamkeit des Schönen im menschlichen Gemüth zum Grunde liegt«; nur so könne die Ästhetik, die es von der Kritik und Theorie der Künste deutlich abzugrenzen gelte, »ein wesentlicher, integrierender Theil der reinen, formalen Philosophie« werden.⁵³ »Nicht eine *Philosophie der schönen Kunst* ist es ja, die wir verlangen, sondern eine *Philosophie des Schönen*. Die letzte nur kann transcendental werden, jene ist Anwendung von dieser auf empirische Bedingungen.«⁵⁴ Keiner der von Gruber untersuchten Autoren seit Baumgarten genügte den Ansprüchen dieses streng kritizistischen Programms. So wollte der »Hallische Revisor« Jean Pauls *Vorschule der Aesthetik* lediglich als »Vorschule der Poetik« gelten lassen, was dieser im Vorwort zur 2. Auflage mit zusätzlichen Erläuterungen zum Begriff der *Vorschule* beantwortete. Und was bei Schelling an vielversprechenden Ansätzen zu einer rein spekulativen Ästhetik zu erkennen sei, mache dessen an »Hokuspokus«⁵⁵ grenzende Beweisführung wieder zunichte.

Die »Revision« basierte auf den Vorarbeiten zu einem ästhetischen Wörterbuch, das Johann Georg Sulzers 1771–74 erschienene *Allgemeine Theorie der schönen Künste* ergänzen sollte.⁵⁶ Dieses Standardwerk sei »zwar nicht außer Curs«, mache »aber ein neues doch

⁵¹ *ALZ* Jg. 1805, Bd. 3, Nr. 239–40, 481–92, hier 481.

⁵² Gruber an Böttiger, 20. 7. 1810, zit. nach Th. Distel, a. a. O., 277.

⁵³ Revision der Literatur in den drey letzten Quinquennien des achtzehnten Jahrhunderts in Ergänzungsblättern zur Allgemeinen Literatur-Zeitung dieses Zeitraums Jg. 5, 1805, Bd. 2, 66.

⁵⁴ Ebd., 90.

⁵⁵ Ebd., 115.

⁵⁶ In der Vorrede gab sich Gruber auch öffentlich als Verfasser der »Revision« zu erkennen (der Verweis auf die eigene Dissertation gleich zu deren Beginn war allerdings auch schon ein recht deutlicher Wink gewesen). Jean Paul und seine Herausgeber haben den »Hallischen Revisor« dennoch nicht identifiziert – aber Richter hatte ja auch zugegeben, das Wörterbuch noch nicht

nicht unnöthig«, schrieb Gruber im September 1805 an Bertuch, als er dem Verleger erstmals von seinem Vorhaben berichtete. Fünf Jahre habe er schon Material gesammelt, für Ergänzungen der vorliegenden Artikel ebenso wie für 117 neue Einträge:

Fast möchte ich behaupten, daß seit Sulzer auch nicht ein einziges ästhetisches Werk erschienen ist, welches ich nicht zu diesem Behuf ausgekernt hätte. Völlig für sich bestehend soll mein Werk also Sulzern zugleich suppliren, wie Blankenburg u. die Nachträge es nicht gethan haben, u. jener nicht thun konnte. Was aber meinem Wörterbuch einen Vorzug mehr geben soll, ist seine Kürze, denn über 2½ Alphabet soll es durchaus nicht stark werden, aber eben so gedruckt wie Sulzers, so daß ich hoffe, in Materie u. Form den Besitzern des Sulzerschen Werks einen, bei so veränderten ästhetischen Ansichten, nicht unwillkommenen Pendant zu liefern.⁵⁷

Es konnte nicht ausbleiben, daß das *Wörterbuch zum Behuf der Aesthetik, der schönen Künste, deren Theorie und Geschichte, und Archäologie*, je mehr Arbeit darin investiert wurde, zunehmend unabsehbarere Dimensionen annahm, und der erfahrene Bertuch wird wohl nie ernsthaft mit dem in Aussicht gestellten Erscheinungstermin Ostern 1807 gerechnet haben. »In den Labirinth der neuesten Aesthetik, wo man so häufig auf Dornen wandelt, herumzuirren, ist keine Kleinigkeit«, bemerkte Gruber, als er an seiner Revision arbeitete.⁵⁸ Seinem Freund K. J. Schütz meldete er, er habe »über 2000 Artikel mehr als Sulzer, und an manchen [...] Monate lang gearbeitet«. ⁵⁹ Nicht nur der Ehrgeiz, auch seine Lebensumstände überforderten ihn. Im April 1809 verlor er seine Frau, und so dauerte es bis Ende desselben Jahres, daß endlich ein erster Band erschien – mit Einträgen von A bis Samuel Butler. »Sulzer wolte nur eine Theorie der schönen Künste in alphabetischer Ordnung, ich ein Wörterbuch derselben liefern«, rechtfertigte Gruber in seiner Einleitung den gegenüber dem bekannten Nachschlagewerk beträchtlich erweiterten Umfang. Ohne nur eine unkritische Kompilation zu bieten, sollten sich die in Aussicht gestellten fünf Bände »dadurch auszeichnen, daß in jedem der vorkommenden Artikel die verschiedenen Meinungen, Urtheile und Ansichten, welche der Erwähnung werth waren, zusammen getragen wären, so daß der Besitzer dieses Wörterbuchs einer größeren ästhetischen Bibliothek leichter entbehren könnte«. ⁶⁰

Gruber verließ Weimar, zog in seine Heimatstadt Naumburg und verstärkte nun wieder seine Bemühungen um eine akademische Karriere. Als ob es noch eines Beweises der großen Spannweite seiner Kenntnisse bedurft hätte, legte er im Mai 1810 statt einer zweiten Lieferung des ästhetischen Wörterbuchs den ersten Band seines *Wörterbuchs der alt-*

gelesen zu haben, als er seine Vorrede zur 2. Auflage schrieb.

⁵⁷ 10. 9. 1805, Goethe- und Schiller-Archiv.

⁵⁸ Gruber an Bertuch, 18. 2. 1806, Goethe- und Schiller-Archiv.

⁵⁹ 1. 2. 1807, Staatsbibliothek zu Berlin, Nachlaß Gruber.

⁶⁰ *Wörterbuch zum Behuf der Aesthetik, der schönen Künste, deren Theorie und Geschichte, und Archäologie*, 1. Theiles 1. Band, Weimar 1810, IX, X. Der Band ist offenbar vordatiert, da ein Brief Grubers an C. A. Böttiger vom 1. Januar 1810 die Übersendung eines Freixemplars als erfolgt voraussetzt (Nachlaß Böttiger, Bd. 57, Sächs. Landesbibliothek Dresden).

klassischen Mythologie und Religion vor, das die 2. Abteilung des von Friedrich Majer begründeten *Allgemeinen Mythologischen Lexicons* bildete. Gewidmet war er dem alten Schütz und dem berühmten Prediger Franz Volkmar Reinhard, Mitglied jenes Dresdener Konsistoriums, das einst gegen Fichte eingeschritten war. Als er Reinhard bei Übersendung des ästhetischen Wörterbuchs angekündigt hatte, in den ausstehenden Bänden mittels einer »Kritik der Einbildungskraft« die Verhältnisse von Philosophie, Religion und Ästhetik zueinander klären zu wollen, hatte dieser beifällig geantwortet, damit werde er jenes »Uebel bei der Wurzel zu fassen bekommen«, dessen »Hauptquelle« in dem liege, »was man *Mystik* nennt«. ⁶¹ Mit Reinhard und Böttiger erwarb sich Gruber in der sächsischen Hauptstadt zwei gewichtige Fürsprecher. Schon »fast gewohnt, nichts als Niete in der großen Lotterie des Lebens zu erhalten«, ⁶² rechnete er sich nun gute Chancen aus, seine Forschungen endlich auf gesicherter Basis fortsetzen zu können. Um so schwerer traf es ihn, als Böttiger ihm von gezielten Indiskretionen Kenntnis gab, die über ihn in Umlauf gekommen waren:

Fast hätte mich die Zeit in den Traum eingewiegt, daß man einen Fehler, der leider dem Verbrechen allzu ähnlich sieht, durch ein späterhin wohlgeführtes Leben der Welt vergessen machen könne: wie schrecklich würde ich aus meinem Traume erwacht seyn, wenn nicht Sie mich mit möglichster Schonung erweckt hätten! – Lassen Sie mich aber schweigen von einer Begebenheit, deren Andenken wie ein giftiger Wurm an meinem Herzen nagt! [...] Glauben Sie mir, ich habe schwer, sehr schwer für den Fehltritt meiner Jugend gebüßt, härter aber kaum jemals als in diesen letzten Wochen. Mein ganzes Wesen wurde gewaltsam erschüttert, und je angespannter ich mich eine Zeitlang fühlte, desto abgespannter, erschöpfter fühle ich mich jetzt. ⁶³

Leider sind fast keine Briefe *an* Gruber erhalten, so daß sich nur vermuten läßt, daß diese Andeutungen mit den von Böttiger nach Naumburg weitergegebenen Gerüchten von einer »zweiten Verheirathung« in Zusammenhang stehen. ⁶⁴ In jedem Fall ließ sich Reinhard »durch intriguirende Kleingeisterei nicht beirren« ⁶⁵ und verschaffte Gruber an der Universität Wittenberg, die er im Auftrag des sächsischen Königs begutachtet hatte, ⁶⁶ eine Professur der historischen Hilfswissenschaften. Die Anstellung bot ihm Gelegenheit, über »allgemeine Literaturgeschichte, Mythologie, über indisches Alterthum und dergleichen, auch über Diplomatie und Verhältnisse des Völkerrechts« zu lesen. ⁶⁷ Daß sein Leben damit

⁶¹ 22. 1. 1810, zit. nach Karl Heinrich Ludwig Pölit: D. Franz Volkmar Reinhard nach seinem Leben und Wirken dargestellt. Zweite Abtheilung: Charakteristik, Leipzig 1815, 217–22, hier 219.

⁶² Gruber an K. J. Schütz, 3. 6. 1809, Staatsbibliothek zu Berlin, Nachlaß Gruber.

⁶³ Gruber an Böttiger, 4. 9. 1810, zit. nach Th. Distel, a. a. O., 281.

⁶⁴ Ebd., 280.

⁶⁵ [Otto Gruber:] Nachruf für das Hallische Patriotische Wochenblatt, wiederabgedruckt im Neuen Nekrolog der Deutschen Jg. 29, 1851 (Weimar 1853), 602–09, hier 604.

⁶⁶ Vgl. K. H. L. Pölit: D. Franz Volkmar Reinhard [...]. Erste Abtheilung: Biographie, Leipzig 1813, 152.

⁶⁷ Fr[iedrich] A[ugust] Eckstein: Art. »Gruber (Johann Gottfried)«, in: Allgemeine Encyclopädie

die erhoffte Perspektive gewonnen hatte, bekräftigte Gruber durch die Entscheidung, ein zweites Mal zu heiraten. Die Zeitumstände verhinderten jedoch den ruhigen Aufbau einer Existenz in der Reformationsstadt. Wieder zog Militär kreuz und quer durch Deutschland, und der diplomatische Professor hatte die Ehre, »die in Wittenbergs Ringmauern eintretenden Feinde oder Freunde zu begrüßen«.⁶⁸ Schließlich war es Napoleon selbst, der die Suspendierung der Lehrtätigkeit an der Universität verfügte, nachdem sich schon manche ihrer Angehörigen in andere Orte geflüchtet hatten. Die Bibliothek wurde auf Elbkähnen ausgeschifft und entging so dem Bombardement der Festungsstadt. Mit dem Friedensschluß fiel Wittenberg an die siegreichen Preußen, welche die Vereinigung der Universität mit der in Halle betrieben. Gruber, der an den Verhandlungen beteiligt war, zog im Oktober 1815 nach Halle, wohin er zehn Jahre zuvor bereits hatte umsiedeln wollen.

Angesichts dieser Verhältnisse überrascht es nicht, daß Gruber weitere Bände seiner Wörterbücher nicht in der zunächst erhofften raschen Folge abliefern konnte. Seinem Verleger Bertuch fehlte es aber an Verständnis für die immer neuen Verzögerungen. Mit einer Klageandrohung erzwang er den Abschluß des mythologischen Wörterbuchs schon 1814, um daraufhin sein Desinteresse an einer Fortsetzung des ästhetischen Wörterbuchs zu signalisieren.⁶⁹ Gruber versprach, den zweiten Band (C–E) rechtzeitig für die Ostermesse 1816 fertigzustellen, und betonte auch gegenüber dem Verleger die große Bedeutung des Artikels »Einbildungskraft«, da ihm »durch sehr lange Untersuchungen derselben wichtige Entdeckungen für die Ästhetik und Philosophie« gelungen seien.⁷⁰ Der Inhaber des Landes-Industrie-Comptoirs ließ sich jedoch nicht erweichen und beendete die mehrjährige Geschäftsbeziehung.

Währenddessen hatte sich Grubers Kollege und Nachbar Johann Samuel Ersch, bekannt für die von ihm redigierten bibliographischen und biographischen Verzeichnisse, einem Projekt verschrieben, dessen Ausmaße noch weitaus größer waren. Der Inhaber des Leipziger Verlags J. F. Gleditsch, Friedrich Enoch Richter, war Anfang 1813 mit dem Vorschlag an ihn herantreten, eine neue Enzyklopädie zu begründen. Ersch willigte ein und gewann Gottlieb Hufeland als Mitherausgeber. Nachdem die Freiheitskriege auch bei diesem Unternehmen Verzögerungen bewirkt hatten, luden beide im Februar 1815 die deutsche Gelehrtschaft öffentlich zur Mitarbeit ein. Hufeland starb im Februar 1817, noch bevor ein erstes Probeheft ausgeliefert war, und so avancierte Gruber, der mit seinem Studienfreund, dem Leipziger Philosophen Karl Heinrich Ludwig Pölit, bereits maßgeblich an den seit 1812 bei Brockhaus erschienenen Bänden des *Conversations-Lexikons* beteiligt gewesen war, zum neuen Mitherausgeber.

der Wissenschaften und Künste, Sect. 1, Bd. 94, Leipzig 1875, 391–96, hier 393.

⁶⁸ O. Gruber, a. a. O., 605.

⁶⁹ Vgl. Grubers Leipziger Briefe an Bertuch, vor allem vom 18. 1. 1814 und 22. 6. 1814; Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar.

⁷⁰ Gruber an Bertuch, 17. 10. 1814, Goethe- und Schiller-Archiv.

Das zum Zwecke der Subskribentenwerbung zusammengestellte Probeheft der *Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste* erregte 1817 mehr Aufsehen als der erste Teilband im Jahr darauf. Die »Bedenklichkeiten« des Rezensenten der *JALZ*, Alois Wilhelm Schreiber, summierten sich zu einer scharfen Ablehnung des gesamten Projekts. In Anbetracht der Fortschritte der Wissenschaften sei es nicht nur vermessen, sie alle umfassend in einem Werk darstellen zu wollen, sondern auch überflüssig, da ja das »im Ganzen gewiß nicht verwerfliche« und vergleichsweise wohlfeile *Conversations-Lexikon* ebenso wie Wörterbücher in den Einzeldisziplinen schon vorlägen.⁷¹ Außer Hypertrophie – »selbst dem Unkundigen« müsse geradezu »in die Augen springen, daß, bey solcher Häufung von Materialien, entweder die Gegenstände nur leicht und fragmentarisch abgehandelt werden können, oder Umfang und Beendigung des Werkes außer Berechnung« blieben – drohe der Hallenser Enzyklopädie zudem Mittelmäßigkeit. Etwa die Hälfte der vierhundert Mitarbeiter sei schlicht entbehrlich:

Man traut wirklich seinen Augen nicht, wenn man sieht, welche Namen hier gepaart erscheinen, und der ganze Haufe kommt uns vor, wie ein Aufgebot zum Landsturme, wo ehrenwerthe Männer voran gehen, der Troß aber aus Leuten besteht, die der Gelegenheit wahrnehmen, sich auf fremde Kosten gütlich zu thun.⁷²

Diesen Breitseiten ließ der Karlsruher Historiker einiges gezieltes Feuer auf die ausgewählten Artikel folgen. Zu »Dramaturgie« von Karl Julius Schütz etwa reichte der Hinweis, daß der Verfasser »bey dieser Gelegenheit seine Gattin preiset, und sie einen weiblichen Genius nennt, durch welchen die deutsche Bühne mit einer neuen Gattung mimischer Kunst bereichert worden«. In Grubers Beitrag »Nibelungenlied« seien immerhin die Ergebnisse der Forschung fleißig zusammengetragen, »nur die höhere poetische Ansicht fehlt hier ganz, sowie ein tieferes Eingehen in das Historische des Stoffes«.⁷³

Wie nicht anders zu erwarten, kam die *ALZ* den Hallenser Kollegen wenig später mit einer sehr wohlwollenden Besprechung zu Hilfe. »Ein *solcher Verein* zu einem *solchen Werk*«, hieß es hier, sei allein »als das Zeichen des äußern Friedens im großen deutschen Vaterlande eine hochehrwürdige Erscheinung; er ist es noch mehr als das Zeichen des innern Volksfriedens, unter dem die alte Zwietracht aus Kirchen- und Staatstrennungen über wissenschaftliche Zwecke keine Gewalt mehr hat«. Daß die Herausgeber zwei Artikel »Abendmahl« aus protestantischer und katholischer Sicht aufgenommen hatten, signalisierte ihre Toleranz. »Leidenschaftlichkeit und Meinungsgeist« der *Encyclopédie*, lobte der Rezensent, fänden in diesem deutschen Werk keine Entsprechung; in den Beiträgen finde sich »nichts Leichtfertiges oder schlangenartig Verborgenes, nichts Glaubensdüsteres oder

⁷¹ *JALZ* Jg. 14, 1817, Nr. 199, 201–08, hier 201. Die Aufschlüsselung des Rezensentenkürzels »φβ« folgt Karl Bulling: *Die Rezensenten der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung* [...], 3 Bde., Weimar 1962–65.

⁷² Ebd., 205.

⁷³ Ebd., 205, 207.

Sinnverwildertes«. ⁷⁴ Auffälligerweise war im Heft zuvor eine beifällig-paraphrasierende Rezension von Grubers Wieland-Biographie erschienen, ⁷⁵ so daß jedem Beobachter klar sein mußte, daß auf die Unabhängigkeit des Urteils der *ALZ* nicht viel zu geben war. Als Anfang des folgenden Jahres auch noch Kotzebue in seinem neugegründeten *Literarischen Wochenblatt* in die Kritik der *JALZ* einstimmte, ⁷⁶ sah sich der junge Schütz veranlaßt, anonym zurückzuschlagen. Im Quartformat der Literaturzeitungen ließ er eine *Gebührende Rüge einer ungebührlichen Recension betreffend die Allgemeine Encyclopädie, herausgegeben von Ersch und Gruber; nebst einem Anhang von Denksprüchen über das Recensionswesen, von Göthe*, drucken, die er zugleich als *Beitrag zu einer Kritik und Charakteristik der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung und ihres Redacteurs*, nämlich Eichstädt, verstanden wissen wollte. ⁷⁷ Sein Versuch, die Behauptungen des Rezensenten Punkt für Punkt zu widerlegen, geriet jedoch recht umständlich. So taugte seine Verteidigung der Herausgeber – »ein Literator von so unermeßlicher Bücherkenntniß als Herr Ersch [...] und ein so vielseitiger, scharfsinniger und selbstständiger Kritiker als der von keiner Fessel irgend einer Schule befangene Hr. Gruber, [...] doch wohl ein Paar ganz würdige Anführer für eine Unternehmung dieser Art« ⁷⁸ – durchaus nicht zur Entkräftung des Vorwurfs, zwei »ehrenwerthe Männer« hätten eine mediokre Schar um sich versammelt.

Einige Monate später konnte das Publikum den ersten regulären Halbband (A–Accolti) der Enzyklopädie begutachten. In seiner Einleitung skizzierte Ersch die Vorgeschichte des Projekts, verdächtigte den Kritiker der *JALZ*, nicht bloß lautere wissenschaftliche Motive für seinen Angriff gehabt zu haben, und versicherte zugleich, die Replik »weder verfaßt noch veranlaßt zu haben«. ⁷⁹ Diesmal war es Kotzebue, der die Polemik abermals verschärfte. »Fast der längste Artikel in dem vor uns liegenden Hefte«, stellte er genüßlich fest, »ist der Artikel *Abtritt, heimliches Gemach*, der mehr als *zehn Spalten* beträgt. Wir bitten um's Himmelswillen! wer hat Lust, so viel vom *Abtritt* zu lesen?« Das dürfte ebenso wahr gewesen sein wie seine Voraussage, »bei *diesem* Zuschnitt« würden »weder die Käufer noch die Mitarbeiter die Vollendung des Werkes erleben«. ⁸⁰ Die Herausgeber ließen sich jedoch nicht beirren, obwohl ihnen sicher auch manches warnende Beispiel vor Augen stand, etwa die von Heinrich Martin Gottfried Köster und Johann Friedrich Roos betreute

⁷⁴ *ALZ* Jg. 1817, Nr. 258–59, 393–405, hier 394 f.

⁷⁵ *ALZ* Jg. 1817, Nr. 257, 385–92. Eine treffende Beurteilung des Biographen Gruber findet sich bei Friedrich Sengle: »In ihm fand Wieland endlich den Mann, den er sich zu seiner eigenen ›Rettung‹ so sehnlich wünschte, keinen hingebenden, ehrfürchtigen Eckermann, aber den wohlwollenden Historiker, dessen der Vielgeschmähte so dringend bedurfte.« (Wieland. Mit 23 Bildern und Beilagen, Stuttgart 1949, 565)

⁷⁶ Vgl. Bd. 1, 1818, Nr. 14, 112.

⁷⁷ Braunschweig 1818.

⁷⁸ Ebd., 16.

⁷⁹ »Vorbericht«, in: Allgemeine Encyclopädie, Bd. 1, Leipzig 1818, VII.

⁸⁰ *Literarisches Wochenblatt* Bd. 2, 1818, Nr. 23, 177 f., hier 177.

Deutsche Enzyklopädie, die in den Jahren 1778 bis 1807 auch nur bis zum Buchstaben K gediehen war.

Die *Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste*, »dies Riesen- und Ehrenwerk teutscher Gründlichkeit und teutschen Fleißes«, wie sie Pölitz in seinem »Nekrolog des Professors Johann Samuel Ersch« treffend bezeichnete,⁸¹ brachte es in siebenzig Jahren auf etwa 70000 Seiten in drei Sektionen und insgesamt 167 Bänden. Robert Collison hat sie schlicht »the greatest Western encyclopaedia ever attempted« genannt.⁸² Nach zehn Jahren hatte sie ihren Gründungsherausgeber überlebt. 1830 mußte der Verleger Konkurs anmelden, worauf die Firma F. A. Brockhaus einsprang, die bereits Erschs wichtigstes Repertorium, das *Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die heutigen Tage*, verlegt hatte. Später führte Hermann Brockhaus wenigstens die erste Sektion erfolgreich zu Ende. Als die Verlagsleitung 1889 schließlich die Einstellung verfügte, hatte man von der zweiten Hälfte des Alphabets gerade einmal den Buchstaben P in Angriff genommen; auch L war nicht abgeschlossen. Was von Ersch, glaubt man seinen Ankündigungen, auf dreißig Bände angelegt worden war, hätte zu seiner Vollendung wohl ungefähr das Zehnfache an Raum benötigt (Günter Gurst hat auf 295 Bände mit ca. 123000 Seiten geschätzt⁸³). Schon Kotzebue hatte sich angesichts eines längeren Textes über den südamerikanischen Indianerstamm der Abiponen gefragt, wie stark wohl »verhältnißmäßig die Artikel *Griechen* und *Römer* werden« müßten.⁸⁴ Seine Kritik traf ins Schwarze, denn der längste »Artikel« des Werks, »Griechenland«, erstreckt sich über mehrere (1870 ausnahmsweise auch separat erschienene) Bände und nicht weniger als 3668 Seiten – ein Monument antiker Gesinnung. Unzählige andere Stichwörter sind ebenfalls reichlich bedacht; mit immerhin 31 Seiten z. B. »Conchyliologie«, die Wissenschaft von den Conchylien, die in der jüngsten Auflage der *Brockhaus-Enzyklopädie*, im Unterschied zur vorausgegangen, nicht einmal mehr erwähnt wird.

Soweit er nicht durch seine Teilnahme an der Hochschulleitung und an der 1828 neukonstituierten Redaktion der *ALZ* beansprucht war, hat sich Gruber in den Jahren bis zu seinem Tode am 7. August 1851 mit größter Energie dem Projekt der *Allgemeinen Encyclopädie* gewidmet.⁸⁵ Seine ersten eigenen Beiträge galten den Stichwörtern »Abhandlung«,

⁸¹ Vermischte Schriften aus den Kreisen der Geschichte, der Staatskunst, und der Literatur überhaupt, Bd. 2, Leipzig 1831, 226.

⁸² Encyclopaedias. Their history throughout the ages. A bibliographical guide with extensive historical notes to the general encyclopaedias issued throughout the world from 350 B.C. to the present day, New York, London ²1966, 182.

⁸³ »Zur Geschichte des Konversationslexikons in Deutschland«, in: G. G., H.-J. Diesmer (Hgg.): Lexika gestern und heute, Leipzig 1976, 137–88, hier 146.

⁸⁴ Kotzebue, a. a. O.

⁸⁵ Für seine Verdienste um die Universität Halle-Wittenberg wurden ihm der Titel des Geheimen Hofrats sowie der Rote Adlerorden III. Klasse verliehen (vgl. die Urkunden im Nachlaß Gruber, Staatsbibliothek zu Berlin). Unmittelbar nach der Verschmelzung der beiden Universitäten 1817

»Abraxas« und »Abstufung«. Gemeinsam mit dem badischen Liberalen Carl von Rotteck bearbeitete er »Adrian«. Den Fehler von dessen Schüler Karl Theodor Welcker, der das *Staats-Lexikon* mit überlangen Traktaten aufschwemmte, bis es ihm als Herausgeber außer Kontrolle geriet, hat Gruber offenbar nicht begangen. Inwieweit er den Abbruch seines ästhetischen Wörterbuchs durch die Übernahme ästhetischer Termini kompensierte, ließe sich nur mit einigem Aufwand ermitteln, da das von Ersch in Aussicht gestellte Sach- und Autorenregister nie erschienen ist (von der fertiggestellten 1. Sektion existiert lediglich ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis unter Einschluß der Nachträge). Den Artikel »Einbildungskraft« jedenfalls hat er tatsächlich selbst geliefert. Doch soll hier nur noch von seinem auffälligsten Beitrag die Rede sein, dem Versuch »Ueber encyclopädisches Studium, ein Bedürfniß unserer Zeit, nebst dem Versuch einer systematischen Encyclopädie der Wissenschaften aus jenem Gesichtspunkt«, der dem zweiten Band und der *Allgemeinen Encyclopädie* insgesamt vorausging.

Dem Wörterverzeichnis in mechanischer Folge hatten bereits Diderot und d'Alembert in Prospekt und Einleitung zur *Encyclopédie* 1750/51 einen organischen Stammbaum der Erkenntnis vorangestellt. Ihr Schema der menschlichen Kenntnisse, das eng an das von Francis Bacon in seinem Werk *De augmentis scientiarum* (1623) vorgeführte Modell angelehnt war, erlaubte es, jedem einzelnen Begriff seinen Platz in der Ordnung des Wissens anzuweisen. Dabei wurden den drei menschlichen Erkenntnisvermögen memoria, ratio und imaginatio die Wissensgebiete Geschichte, Philosophie und Poesie zugeordnet und diese wiederum je in einen sakralen und einen profanen Bereich unterteilt. Die Enzyklopädisten räumten ein, »daß die Zahl der möglichen Systeme des menschlichen Wissens ebenso groß ist wie die Zahl der Köpfe«. ⁸⁶ Gruber entschied sich denn auch für ein anderes Modell, das den Gegenständen, nicht den Erkenntnisarten den systematischen Vorrang einräumte. Neben »Erkenntniß der Natur« und des Menschen trete ein drittes, die »Erkenntniß der Verhältnisse beider zu einander, Erkenntniß der Bestimmung und des Endzwecks des Menschenlebens, Erkenntniß der zweckmäßigsten individuellen und gesellschaftlichen Einrichtung des Menschenlebens, Erkenntniß der Ursache der Natur und des Menschen«, womit sich eine Einteilung in Naturwissenschaften, anthropologische und »transcendente« Wissenschaften rechtfertige. Die »Idee der Natur, die Idee der Menschheit und die Idee der Gottheit« zu ergründen sei deren jeweiliges Ziel. ⁸⁷ Anders als die Natur- und Humanwissenschaften vermochte Gruber das dritte Element seiner Trias nicht in eine systematische Ordnung aus

hatten ihn die Kollegen zum Prorektor gewählt. Später wirkte er auch als Rektor. Nicht alle waren mit seiner Amtsführung einverstanden: Der konservative Historiker Heinrich Leo beklagte sich in einem Brief an Hegel (4. 1. 1831), die »gutmütige gautlose Badeschwammsnatur« Gruber sei unfähig, die damaligen Studentenunruhen zu unterbinden (zit. nach Johannes Hoffmeister [Hg.]: Briefe von und an Hegel, Bd. 3, 1823–1831, Hamburg 1954, 327).

⁸⁶ Zit. nach Manfred Naumann (Hg.): Artikel aus der von Diderot und d'Alembert herausgegebenen Enzyklopädie, Leipzig 1972, 52.

⁸⁷ Allgemeine Encyclopädie, Bd. 2, Leipzig 1819, XII.

vielerlei Subdisziplinen zu bringen. Statt dessen bot er hier einen historischen Abriss, der andeutete, wie Kant seine Transzendentalphilosophie an die Stelle der überkommenen Metaphysik gesetzt hatte. Auch Fichtes Wissenschaftslehre, die dem jungen Autor einst behilflich gewesen war, »die vermißte und gewünschte Ordnung« in ein »chaotisches Wissen«⁸⁸ zu bringen, und Schellings Entwürfe fanden Erwähnung; Gruber vermied es jedoch, einem bestimmten System den Vorzug zu geben. Letztlich weist seine dritte Hauptkategorie auf einen Fluchtpunkt, der nicht nur außerhalb der an die empirische Erkenntnis gebundenen Wissenschaften, sondern außerhalb der menschlichen Perspektive überhaupt zu liegen scheint: »Das *Unbedingte*, die *höchste Idee*, entzieht sich eben so unsrer Darstellung, wie unsrer Erkenntniß.« An dieser Stelle bleibe dem Menschen aber immer noch die Einbildungskraft, die, »indem sie das Uebersinnliche mit dem Sinnlichen vermittelt, die übersinnlichen Ideen in *ästhetische*, und dadurch das *Glauben* in *Schauen* verwandelt«, und indem sie so Verstand und Gefühl versöhne, »eine Lücke in unserm Leben ergänzt, die wir [...] nur allzu schmerzlich wahrnehmen würden«.⁸⁹

Diese Unzuständigkeit der Philosophie in letzter Instanz – Beweis ihrer Urverwandtschaft mit der Poesie, aus welcher sie sich einst gelöst hat und in die sie zuletzt wieder zurückfällt – ist nur begreiflich vor dem Hintergrund ihres vollständigen Triumphs. So wie Gruber zur Legitimierung enzyklopädischen Denkens, ja sogar dessen alphabetischer Ordnung auf die Idee der Universität verweist, leitet er nämlich die Prinzipien seiner Wissensordnung aus dem historischen Streit der Fakultäten ab. Während noch Kant in seiner Schrift von 1798 nur eine moralische Überlegenheit der von politischen Verpflichtungen freien philosophischen Fakultät konstatierte, setzt Grubers System ihre Herrschaft als faktisch voraus. Theologie, Jura und Medizin sind in ihm zu *ancillae philosophiae* geworden. Den Weg dahin schildert er in auffällig politischer Sprache. Er beschreibt, wie in der ständischen Ordnung der alten Universität die Fakultäten »gleichsam ein Ober- und Unterhaus« gebildet hätten, wodurch die philosophische Fraktion zur Bildung einer »Oppositionspartei« herausgefordert war. Diese »erklärte bald ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit«. Ihr zuletzt errungener Sieg über die herrschenden Kräfte »war der vollkommenste«: »Nicht Einfluß nur mußten sie jener auf sich gestatten, sondern einen förmlichen Bund mit ihr schließen, wobei sie so abhängig von jener wurden, als sie dereinst dieselbe von sich gemacht hatten.« Durch diese Revolution war allerdings der Fortschritt der Wissenschaften und damit der Menschheit noch nicht garantiert, schränkte Gruber ein. »Nicht blos Wissenschaften und Künste befinden sich in einem Zustande der Krisis, sondern auch die Staaten und alle Classen und Stände. Änderung ist unvermeidlich«, schloß er seine Betrachtungen.⁹⁰ Noch aber widersetzten sich starke Kräfte dieser Erkenntnis. Im gleichen Jahr verabschiedete eine Konferenz deutscher Minister die Karlsbader Beschlüsse.

⁸⁸ Gruber an Böttiger, 20. 7. 1810, zit. nach Th. Distel, a. a. O., 276, 277.

⁸⁹ Gruber, a. a. O., XXXIII.

⁹⁰ Ebd., V, VI, VII, LII.